

(Meine Woche, Folge 1)

Zumwinkels Burg

In den Krisen unserer Zeit stehen sich bürgerliche Moral und Herrenmoral gegenüber

Das Bild zeigt eine Trutzburg: Hohe Mauern, steinerne Zinnen, ein paar Fensterlöcher, nur eine steile Brücke führt zum engen Tor. Es ist ein gleichsam verummtes Bauwerk, abgeschlossen gegen die Welt. Es ist der neue Wohnsitz von Klaus Zumwinkel. Die Burg am Gardasee steht wie ein Schlussstein über der Karriere des ehemaligen Postchefs.

Ein Leben wird noch einmal mit 20 Millionen Euro vergoldet und steht am Ende doch erbärmlich da. Der Rückzug in die enge, weltabgewandte Sicherheit demotiviert die eigene Lebensleistung. Zumwinkels Burg erinnert an die Geschichte von „Herr und Knecht“, mit der der Philosoph Hegel feinsinnig den Unterschied zwischen bürgerlichem und aristokratischem Geist vorführte. Zunächst erscheint der Herr als der Mutige. Er wagt den Kampf auf Leben und Tod, den Krieg der Edelleute. Der Knecht hingegen scheut diesen Krieg. Deshalb ist er auf die mühevollen Auseinandersetzungen mit der Welt angewiesen, auf die Arbeit. Aber dies Feld erweist sich als größer als das kurze Ehrenduell, das nur die dumpfe Alternative „Tod oder Leben“ kennt. Die Arbeit erschließt die Welt. Sie baut auf, sie bildet. Am Ende kommt der Knecht weiter als der Herr. Mit „Knecht“ ist hier nicht nur der Diener oder Lohnarbeiter gemeint, sondern alle bürgerlichen Schichten. Auch der Kapitaleigner beackert

die Welt. Erst Karl Marx versimpelte den Arbeitsbegriff, um einen Spalt zwischen die verschiedenen bürgerlichen Schichten zu treiben.

Zumwinkels Burg aber ist tatsächlich Herrensitz. Sie ist der Gegenpol zur bürgerlichen Urbanität – eine gebaute Abschottung von der Welt, ein Rückzug aus der moralischen Bewährung. Hinter hohen Mauern wohnt kein Unternehmergeist. In der Krise lernen wir, dass der „Herr“ keine Figur von gestern ist, sondern in der Moderne immer noch virulent ist. Und Vorsicht: Hier geht es nicht nur um „die da oben“. Auch in den Unterschichten gibt es die Logik der kurzen Gewalt und der Ego-Ehre. Sie errichtet ihre kleinen Machtgebiete auf Schulhöfen und U-Bahn-Stationen; sie „greift ab“, brennt Autos nieder oder läuft Amok. Die Herrenmoral ist nicht nur eine Option für die Oberschicht, sondern für die ganze Gesellschaft. Dies Übel hat sich demokratisiert – ebenso wie sich die guten bürgerlichen Errungenschaften ausgebreitet haben. Nicht zwischen oben und unten verläuft also die Konfliktlinie der Moderne, sondern quer durch alle Schichten. Auf allen Ebenen wohnen Bürgermoral und Herrenmoral dicht beieinander, oft auch in ein und derselben Biographie.

(Meine Woche, Folge 2)

Die Krokusse blühen

Warum nicht Darwin, sondern der christliche Gott der bessere
Stadtpatron ist

Nun blühen endlich die Krokusse. Dieses Jahr sind sie spät dran, unsere Frühjahrsboten. Dass da so plötzlich etwas aus dem städtischen Boden springt, hat etwas Wunderbares. Waren wir nicht doch etwas unsicher, ob es auch dieses Jahr klappen würde mit den Krokussen? Würden sie diesmal vielleicht blasser zur Welt kommen? Und würde auch unser Lieblingskrokus in Nachbars Garten es wieder schaffen? Ja, er hat es geschafft.

Die darwinistische Sicht der Natur beruhigt uns. Hinter dem Krokus stehen Jahrmillionen der Evolution. Aber das Gesetz, das Darwin zur Erklärung anbieten, ist eng. „Erhaltung der vervollkommenen Rassen im Kampf ums Dasein“ heißt es im Titel seines Hauptwerkes. Es ist eine Kampftheorie. Das Weltbild, das da gemalt wird, ist eine Ordnung, die ständig zur Auslese auffordert. Beim „survival of the fittest“ geht es immer um eine Optimierung. Selbst wenn heute niemand mehr vom Überleben des „Stärksten“ sprechen mag, sondern verschämt von dem „am besten Angepassten“ die Rede ist – es ist eine Welt der Auserwählten, der da im groß herausgestellten und religionskritischen Darwin-Jahr das Wort geredet wird. Hier regiert der Superlativ. Für die zweitbeste oder zehntbeste Lösung gibt es keinen

Platz. So sei das nicht gemeint, wird in jeder Diskussion versichert. Aber eine Theorie, die einen umfassenden Weltanspruch stellt und sogar Gott Konkurrenz machen möchte, muss etwas anbieten, das der unerhörten Breite des Daseins einen Sinn gibt. Natürlich gibt es Auslese, aber sie beseitigt nur ein paar Varianten. Die Breite der Varianten, die nachhaltige Toleranz der „Fehler“, der Kuriositäten und der Verschwendung ist die Signatur unserer erstaunlichen Welt. Diese Breite hat in Darwins Theorie keinen Status.

Das ist auch für das Verständnis unserer Städte schlecht. Die von Darwin inspirierte Stadtökologie sieht hier einen Kampfplatz von „Invasionen“ und „Verdrängungen“ unterschiedlicher Sozialgruppen. Die Reichsten oder die Gewalttätigsten bestimmen den Wandel der Stadt. Aber die urbane Verdichtung ist gerade die Kunst, auf einer Raumstelle mehr Leben unterzubringen, als es im Durchschnitt des Erdballs der Fall ist. Die Stadt erweitert die Spielräume, sie arbeitet jeden Tag gegen den Zwang zur Auslese. Sie ist eine gebaute Achtung des Nächsten. Deshalb ist der christliche Gott vielleicht doch ein besserer Stadtpatron als Herr Darwin. Auch für unseren Stadtkrokus.

(Meine Woche, Folge 3)

Die Stadt, der Rauch

Die Würde der urbanen Lebensform besteht auch darin,
Belastungen zu ertragen

Eine beeindruckende Fotografie Andreas Feiningers ist im Berliner Bauhaus-Archiv zu sehen: „Midtown Manhattan Seen from New Jersey 1942“ zeigt keine saubere Skyline mit klaren Baukastenstrukturen vor einem blauen Himmel. Nein, die Stadt raucht. Zwischen den dunklen Rechtecken der Hochhaustürme liegen Qualm, Dampf und Dunst in den unterschiedlichsten Schattierungen. Die Schwarz-Weiß-Fotografie fängt eine ungeheure Wucht ein. Manhattan atmet wie eine große vertikale Dampfmaschine. Die Stadt liegt nicht nur da – gefällig für das Auge, wie man es von den alten Stadtansichten, von Urlaubspostkarten oder von den neuen Ökovisionen kennt. Nein, hier hat die Urbanität Muskeln bekommen und einen erhöhten Stoffwechsel.

Ein Inferno ist sie jedoch nicht. Untergangphantasien sind fehl am Platz. Das New York von 1942 ist nicht das Manchester von 1842. Ein ganzes Jahrhundert der Zähmung der frühindustriellen Auswüchse hat stattgefunden. Die Stadt hat ihre Ausnahmezustände überwunden. Feiningers New York hat Kanalisation, Kraftwerke und Lüftungssysteme. Die Zeit der großen Epidemien ist vorbei, die Lebens-

erwartung der Bewohner ist annähernd die unsere. Die Städte haben sich stabilisiert, nicht gegen die Industrie, sondern mit ihr. Feiningers Fotografie ist das Dokument eines Zwischenhochs der Stadtgeschichte. Die Gefahren des 19. Jahrhunderts sind urban gemeistert, und die suburbane Flucht in die gereinigte Welt der Doris-Day-Küchen und Weißwandreifen hat noch kaum begonnen. Die rauchige Atmosphäre von New York hatte dabei einen präzisen Sinn: Der städtische Raum bildete ein Zwischenlager der verschiedenen Ablüfte. Er behielt die Belastungen, zumindest teilweise, bei sich und baute sie intern ab, statt alle Lasten in eine ferne Umwelt wegzublasen. Die Stadt war Raucherzone und entlastete dadurch andere Räume.

In unserer Gegenwart ist die Luftreinheit zur Obsession geworden. Gewiss ist es richtig, Giftstoffe zu erforschen und weg zu filtern. Aber die Kampagne um den „Feinstaub“ zeigt, dass inzwischen allein schon die Kleinheit von Partikeln reicht, um sie zur Volksbedrohung zu erklären. Und was tut man? Man macht die Städte zu „Umweltzonen“ und verlagert den Feinstaub in eine andere, weitere Umwelt. Doch die Kraft und Würde der Stadt liegt

darin, dass sie Belastungen auf kleinem Raum aufnimmt, damit das Land freier atmen kann. Auch so herum gilt der Satz „Stadtluft macht frei“. Vielleicht ist es das,

was uns an Feiningers Manhattan-Foto so beeindruckt.

(Meine Woche, Folge 4)

Siedlungsbrei ohne Mitte

Warum es nicht nur von der Psychologie abhängt, ob man Stadt ist oder nicht

Irgendwo im Norden von Essen liegt die ehemalige Zeche Zollverein. Ihre Architektur, orientiert am Bauhaus-Stil, ist als Weltkulturerbe anerkannt. Aber ihre Glanzzeit ist vorbei. Das Designzentrum, das man hier mit viel Fördergeld aufbauen wollte, dümpelt vor sich hin. Bis 2010 soll es noch durchhalten. Denn dann ist das Ruhrgebiet „Europäische Kulturhauptstadt“. Ein zentraler Knotenpunkt soll dabei die Zeche Zollverein sein. „Zentral“ ist schön gesagt. Zollverein ist weder für Essen noch für das Ruhrgebiet ein echter Bezugspunkt – nicht mal für die angrenzenden Stadtteile Katernberg, Stoppenburg und Schoppenbeck. Es ist eine Insel im Siedlungsbrei, zu der ab und zu die Besucher schippern. Ortsunkundige sind froh, wenn sie ein Navi im Auto haben.

Die Zeche Zollverein gehört zu einem Siedlungssystem, das Vergangenheit ist. Dieses System war im Grunde keine Stadt, es kannte keine zentralisierte Raumorgani-

sation. Es beruhte auf dem Nebeneinander von Industrieanlage und Wohnsiedlung. Das Paar Zeche-Zechensiedlung wiederholte sich unzählige Male – und fertig war der Kohlenpott. Das funktionierte recht gut, aber dann kam das Ende der Schwerindustrie, und die Paare zerbrachen. Nun wirbelte der Arbeitsmarkt die Leute kreuz und quer durchs Revier. Dazu kamen die neuen Angebote bei Bildung, Gesundheit und Freizeit. Die Pendlerbewegungen wurden diffus, die Nachbarschaft von Wohnsiedlungen und Betrieben war nur noch eine optische Täuschung. Man fuhr morgens nicht mehr rüber zur Schicht, sondern in ganz unterschiedliche Richtungen.

Da jedoch erwies sich das Siedlungssystem des Ruhrgebietes als echtes Hindernis. Die kurzen Wege führten nicht mehr zum Ziel, die längeren Wege waren zu zerstreut. Man musste wahre Odysseen in Bahn und Bus überstehen. Oder viel mehr das Auto gebrauchen als es in anderen Großstädten der

Fall ist. So ist das Ruhrgebiet heute eine der umständlichsten Agglomerationen in Europa.

Doch merkwürdig, niemand spricht das aus. Keine politische Kraft schafft es zu sagen, dass das Ruhrgebiet nicht Stadt ist und als Ganzes auch nie werden wird. Stattdessen definiert man sich einfach eine eigene Urbanität und behauptet, dass gera-

de diese ein „Modell für Europa“ sei. So steht es im Kulturhauptstadtkonzept. Der Siedlungsbrei ohne Mitte soll eine besonders „aufregende Vielfalt der Möglichkeiten mit erheblichem utopischen Potenzial“ bieten. Ganz sicher. Und Schalke gewinnt die Champions League...

(Meine Woche, Folge 5)

Kultureller Grundbruch

In Köln zeigte sich, dass wir nicht mehr verstehen, unsere Kulturschätze richtig zu hüten

Manchmal ist es gar nicht so gut, wenn man bei einem großen Unglück schnell einen Schuldigen findet. Der Blick auf die nächstgelegene Ursache verhindert, über eine allgemeine Schiefelage nachzudenken, die in dem Unglücksfall eventuell zum Ausdruck kommt. So ist der Stand der Dinge beim Einsturz des Kölner Stadtarchivs. Die Ursache „hydraulischer Grundbruch“ ist ausgemacht; ebenso sind Schuldige gefunden, die Informationen nicht weitergegeben haben. Schon sind wir bei einer Diskussion über Schlamperei am Bau und – natürlich – „fehlender Kommunikation“. Von dem Schatz, der da verloren ging, redet keiner mehr.

Das bedeutendste kommunale Archiv nördlich der Alpen, ein Gedächtnis unserer kulturellen Identität, ist zum Teil unwiederbringlich verloren gegangen. Nicht durch einen Krieg oder eine Naturkatastrophe, sondern im Tagesgeschäft eines U-Bahn-Baus. Offenbar hatte niemand hier ein dickes Kreuz auf seinem geistigen Stadtplan – es wäre ja ein Leichtes gewesen, eine Sonderabsicherung zu veranlassen. In dieser Woche ist durchgesickert, dass das Stadtarchiv überhaupt nicht auf der Liste der vom U-Bahn-Bau gefährdeten Gebäude stand. Wie kann man auf so beiläufige Weise sein kulturelles Erbe verlieren – mitten in der „Bildungsrepublik“?

Was werden spätere Generationen von der unsrigen sagen? Es könnte gesagt werden, dass das eine Zeit war, die völlig ihre Maßstäbe verloren hatte. Da sind die Maßstäbe des Schutzwürdigen: Wir leisten uns einen Verbraucherschutz, der die aktuellen Konsumgüter bis ins Kleinste überwacht, während die historisch langatmigen Dinge nur ferne Punkte am Horizont der öffentlichen Wahrnehmung sind. Oder die Maßstäbe des Sozialen: Da gibt es ein umfangreiches Förderprogramm, das selbstherrlich den Titel „Die soziale Stadt“ führt. Es beschäftigt sich nur mit der Förderung benachteiligter Stadtteile. Die urbanen Zentralpunkte

werden offenbar nicht als sozial bedeutsam empfunden. Und auch die Maßstäbe des Rechts: Unsere Verfassungsidentität wird in den individuellen Menschenrechten gesehen, während Gemeingüter – wie die von allen geteilten Bestände unserer Kultur – einen viel geringeren Rechtsstatus haben. Bei einem solchen Maßstabsverlust nimmt unsere Urbanität Schaden. Rilke dichtete über die Großstädte, dass „ihre kleine Zeit verrinnt“. Aber er irrte in einem entscheidenden Punkt: Die steinerne Zeit der Städte ist groß.

(Meine Woche, Folge 6)

Fußböden unseres Lebens

Unser Vertrauen bildet sich auf der befestigten Realität
zu unseren Füßen

Wenn man auf die Sprache achtet, mit der die gegenwärtige Krise verarbeitet wird, so fällt eine Neigung zur Luftigkeit auf. Die Politik will eine „Brücke“ bauen und stellt sich das so vor, dass man erstmal auf Pump ins Blaue baut und dann irgendwann das andere Ufer auftaucht. Dazu muss, so heißt es, die Konjunktur „anspringen“. Zu solchen luftigen Gedankenbögen passt auch eine bestimmte Ges-

staltik. Wer in diesen Tagen als Mutmacher auftritt, hebt gern den Blick, als stünde er auf einem erhöhten Aussichtsturm, von dem aus er den berühmten Lichtstreif am Horizont sieht. Und wenn das Publikum auch selber den Streif nicht sehen kann, so strahlt doch der Redner „Zuversicht“ aus. Er appelliert an das Vertrauen. Aber Vertrauen ist hier bloß eine Haltung, die sich

über die widrige Realität hinwegzusetzen vermag.

Unsere Lebenserfahrung ist eigentlich anders gebaut. Wenn es um den freien, aufrechten Gang geht, gilt unsere erste Sorge nicht dem Himmel, sondern dem Erdboden. Dies ist der Ort, der uns die elementarste Schicht des Weltvertrauens liefert. An manche Fußböden meines Lebens erinnere ich mich noch recht gut: an den Zementplattenweg vor unserer Haustür, an die provisorisch geflickte Straße mit ihrem Rollsplitt oder an den Trampelpfad zum Schrebergarten, wo man aufpassen musste, dass man mit dem Fahrrad nicht seitlich in die Grasbüschel geriet. Die braun gestrichenen Holzdielen in der Wohnküche, über die meine Viking-Autos rollten. Die frühesten Erinnerungen an den Sommerurlaub auf Spiekeroog sind die Klinkerpfade zu meinen Füßen. Später wurde das Verhältnis zu den wechselnden Grundlagen des Alltagslebens abgeklärter. Dennoch sind in

unserem Unterbewussten sicher Tausende von Fußböden abgespeichert – und damit haben auch die Städte, in denen wir gewohnt haben, ihre Spur hinterlassen. Bisweilen, bei einem Sturz etwa, kommt dann schlagartig die Erinnerung wieder, wie bedeutsam und wie wenig selbstverständlich ein fester Boden unter den Füßen ist.

Diese Erfahrung spielt auch in der gegenwärtigen Krise eine Rolle. Es gibt eine zweite, ganz andere Krisensprache, deren Metaphern gleichsam nach unten blicken. Von der „Bodenbildung“ an den Weltbörsen ist die Rede – also von einem niedrigeren Kursniveau, auf dem der Markt wieder in Gang kommt. In dieser Sprache ist von Wertberichtigungen die Rede, ohne die weder die Immobilienkrise noch die Bankenkrise zu bewältigen ist. Hier fordert man eine Vertrauensbasis und nicht nur das reine, wolkige Vertrauen.

(Die Texte erschienen als Kolumne in der Tageszeitung „Die Welt“ vom 23. – 28.3.2009)